

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

15.4.1923 (No. 15)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 15



15. April 1923

Mar Steidel / Oper und Drama.*

Vergleich der Wirkungsweise von Musik und Dichtkunst.

Es wurde im vorhergehenden Abschnitt versucht, an einigen Beispielen Richtungslinien festzulegen, wie unterschieden werden kann, welche Faktoren der Opernmusik sich an den Verstand und welche sich an das Gefühl wenden. Als Ergebnis kann wohl gezogen werden, daß alles Technische, von der bewußten architektonischen Gestaltung des Komponisten an bis zur Einzelheit der Ausführung, der Erkenntnis des Verstandes zugänglich ist, daß dagegen der Inhalt der Tonsprache, die Versinnlichung der Seelenvorgänge im Schöpfer, nur durch das Gefühl erfaßt werden kann. Der Wertunterschied der beiden Faktoren liegt klar; keine noch so verfeinerte Technik, kein noch so empfindlicher Klangsinne kann einen Inhalt schaffen, sondern ihn nur formen. Der Inhalt aber, der ohne die Mittel einer durchgearbeiteten Technik ausgesprochen wird, ist und bleibt immer noch eine Macht, die den Hörer in ihren Bann zieht, wenn auch diese Macht einer Steigerung durch die Technik bedarf, um als Kunstwert zu wirken. Daher muß diejenige Musik die ergreifendste, schönste sein, die in jedem Augenblick sich an das Gefühl wendet, in der der Komponist nie abläßt, das, was er empfunden hat, auszudrücken, in der er nie lediglich technisch mit vorhandenen Mitteln arbeitet.

Deshalb ist es die erste Aufgabe des Opernkomponisten beim Betrachten seines Textbuches, zu prüfen, ob dieses ihm gefühlsmäßig etwas zu sagen hat. Er muß sich mit dem Gehaltsinhalt des Buches vertraut machen, er muß selbst das Wiedererleben, was der Dichter erlebte, als er seine Gefühle in Worte kleidete. Der Komponist, der sein Textbuch selbst verfaßt, bleibt dieser schweren Aufgabe überhoben; bei ihm sind Worte und Töne nur zwei verschiedene Ausdrucksformen. Hierbei werden gewiß die Gefühle am mächtigsten und spannkraftigsten in ihm erweckt werden, die von den einfachsten, durch keine gedankliche Richtungsgabe beeinflussten Triebe ihr Gepräge empfangen, ja mit diesen gleichgesetzt oder mindestens als untrennbar verbunden angesehen werden können. Es handelt sich für ihn darum, das triebmäßig Wirkende der Dichtung vielleicht auf dem Umwege über den Verstand, vielleicht unmittelbar erfüllend in sein eigenes Triebleben aufzunehmen, um dann dem, was in ihm nun wirksam ist, den Trieben, Gefühlen, die er selbst nun empfindet, in seiner Kunst, der Musik, einen vollentsprechenden Ausdruck zu geben. So scheint mir die Kunst Symbol zu sein für Trieb-Gefühlserlebnisse, die einen anderen Ausdruck nicht finden können oder sollen, und die Musik der unmittelbarste Ausdruck, weil ihre Inhaltsvermittlung sich von vornherein an das Gefühl und nicht an den logischen Verstand wendet. Gewiß wendet sich auch Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei und Architektur an das Gefühl. Es mag gestattet sein, die Dichtkunst allein heraus-

zugreifen, denn diese gehört noch zum Thema, während die Frage, wie die Oper sich mit den übrigen Künsten auseinander zu setzen hat, sich mit der entsprechenden Frage auf dem Gebiet des Schauspiels deckt und deshalb über die Aufgabe der vorliegenden Arbeit hinausgreift. Die Dichtkunst also bedient sich zunächst einer Ausdrucksweise, der Sprache, die in größtem Umfange der Verständigung, der Mitteilung logischer Gedankenarbeit dient. Dann aber kann die Dichtkunst im Hörer hauptsächlich nur auf dem Wege der Gedankenassoziationen Gefühle erregen und Triebe in Bewegung setzen; sie kann auch Gefühlen nur Namen geben und durch diese Namen in ihrem richtunggebenden Sinne auf Bilder von Gefühlen hinführen, die das Gefühl des Hörers ergreifen. Sie vermag aber nicht die Bilder von den Gefühlen selbst vor dem Hörer auszubreiten. Sie schiebt zwischen den unmittelbaren Berührungspunkt des Gefühlslebens von Dichter und Hörer, der als das Gefühlssymbol bestimmend zu bezeichnen ist, den Namen, die Brücke von Verstand und Gefühl, ein. So kann die Dichtkunst z. B. das Wort „Liebe“ verwenden; sie erregt auch im Hörer durch gedankliche Assoziationen die Erinnerung an eigene Liebeserlebnisse, eigenes Liebesempfinden, sie kann ihm sogar die Liebe beschreiben und seine eigenen Wünsche in dieselbe Richtung lenken. Aber sie braucht die Fähigkeit des Hörers, den Weg, den der Dichter zum Ausdruck seines Gefühls logisch denkend fortschreitend durchlaufen hat, rückwärtend ebenso logisch denkend nochmals zu durchmessen, um nach Überschreitung der Grenze zwischen Gedanke und Trieb endlich das Gefühlsleben des Dichters als eigenes Erlebnis zu empfinden, andererseits das eigene Erlebnis in das Dichtervort hineinzulegen. Die Musik bedarf dieses Denkens, der Brücke, nicht; sie stellt das Abbild eines Gefühls vor unsere Sinne und erregt im Augenblick der Hörtätigkeit das entsprechende Gefühl in uns, ohne die gedanklichen Assoziationsketten in Anspruch zu nehmen. Sie wirkt auf unser Triebleben unmittelbar ein, gleich als ob in ihm eine chemische Reaktion durch sie ausgelöst würde. Wenn für die Aufnahme der Musik überhaupt Assoziationen in Frage kommen, so können sie nur gefühlsmäßiger Art sein; vor allem aber scheinen sie so einfach und selbstverständlich zu sein, wie wenn zwei benachbarte, gleichgeartete Gebiete sich innig berühren. Es kann wohl auch nicht bestritten werden, daß mit logischen Nachweisen der Erklärung viel näher gekommen werden kann, warum dieses oder jenes Dichtervort als schön bezeichnet wird und warum es dies oder jenes Gefühl erregt, daß aber nicht logisch, verstandesgemäß nachweisbar ist,

* 5. Band der Sammlung: Wissen und Wirken, verlegt bei G. Braun, Karlsruhe, 1923.

warum diese oder jene musikalische Phrase als schön bezeichnet wird und warum sie dies oder jenes Gefühl erregt. Man könnte vielleicht z. B. sagen, die ersten Takte des Tristanvorspiels erregen deshalb das Gefühl der Liebessehnsucht, weil ihre Fortschreitungen sich halbtönweise auseinander vollziehen und weil sie in einem Dominantseptimenakkord abbrechen, der nicht aufgelöst wird. Zugegeben noch, der Dominantseptimenakkord bedarf für uns gewohnheitsmäßig der Auflösung. Aber Halbtönschritte erregen doch nicht immer Liebessehnsucht, und der unaufgelöste Septimenakkord auch nicht, sonst endete das Siegfriedmotiv auch mit Liebessehnsucht, denn in seinem Dominantschlussakkord liegt ja eine mit dem Dominantseptimenakkord eng verwandte Wirkung. Warum gerade Liebessehnsucht in der harmonischen Verbindung des Tristanvorspiels liegt, das ist verstandesgemäß wohl nicht ergründbar.

Wenn diese bevorzugte Stellung der Musik als Vermittlerin von Gefühlen anerkannt wird, so muß andererseits für sie auch eine Einschränkung getroffen werden. Sie findet die natürliche Grenze ihres Ausdrucksvermögens nämlich in dem Augenblick, wo sie ihr eigentliches Gebiet verläßt und sich, um in ihrem Sinn erfasst zu werden, an den Verstand, das logische Denken und Schließen wendet. Allerdings kann sie auch hier starke Wirkungen erzielen; aber diese Wirkungen werden nicht erreicht durch rein musikalischen Ausdruck, sondern durch Gedankenassoziation, Erinnerung an früher Erlebtes oder Mahnung an künftiges Erleben, das sich mit früherem in weitem Ausmaße decken soll. Der Kampf gegen Wagners Leitmotiv hat wohl hierin unbewußt seinen Hauptgrund.

So gestaltet sich die Aufgabe des Opernkomponisten noch weiter aus: er muß einen Text suchen, der ganz auf Gefühlsinhalt beruht, in welchem die äußere Handlung klar und eindeutig aus den Trieben der Personen herauswächst und nicht die Richtung ihres Ganges,

auch nicht in Einzelheiten, durch schwierige logische Verwicklungen erhält. Der Wortdichter kann dem Zuschauer gewiß gelegentlich Situationen vorsehen, die durch das Verschweigen, Maskieren der Triebe entstehen, die in den Personen tatsächlich leben, ja seine Personen können gegen ihr Gefühl handeln oder es so in feinste Berästelungen hineinpressen, daß es nicht mehr ohne weiteres als menschlich verständlich erscheint. Er kann sogar gerade in solchen Personen die fesselndsten Entwicklungen seelischer Anlagen aufzeigen. Denn wir alle sind gewohnt, im Leben unablässig Äußerungen und Handlungen zu beobachten, die bewußt oder unbewußt den Zweck haben, über das wahre Gesicht des Nächsten zu täuschen. Dem Tondichter ist das verwehrt; der Hörer ist unfähig, Gefühle, die in ihm wirklich erregt werden, als Trug und Täuschung zu empfinden, selbst wenn vielleicht einmal blitzartig schnell das wahre Herz der Person aufzuckt. Der Wortdichter kann die urtriebmäßigen Gefühle in immer entfernteren Symbolen miteinander verknüpfen und gegeneinander auspielen, weil uns diese Symbole geläufig sind und wir ihre logische Wirksamkeit verstehen. Der Tondichter aber hat keine allbekannten Symbole zur Verfügung; sein Gefühl braucht nicht verwirte und ausgedehnte Gänge zu durchlaufen, um seinen Ausdruck zu finden, sondern unmittelbar aus seiner Triebmasse heraus fließt das Symbol, seine Musik, und wird auch um so heißer erfüllt, je unmittelbarer es fließt. Daraus erhebt sich für den Opernschöpfer die Forderung nach größter Einfachheit für seinen Stoff. Je klarer die Personen seines Dramas unruhig sind, je unmittelbarer sie ihren Gefühlen Ausdruck geben, je tiefer, allgemein menschlicher dieser Ausdruck ist und darum bei den Gegenspielern um so gewaltigere Gegensätze bildet, desto reiner und unverfälschter wird auch der musikalische Ausdruck sein. Denn dann kann der Komponist „musizieren“ und braucht nicht äußere Vorgänge, immer unzulänglich, zu illustrieren.

Roland Eisenlohr / Weltanschauung und Technik.

„Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreib' getroffen: Im Anfang war die Tat!“

Man hat nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges vielen die Schuld am Zusammenbruch gegeben, und Unzählige waren es, die behaupteten, daß es das „Zeitalter der Technik“, die entgeistigte und nur aufs praktische gerichtete neue Menschheit war, die uns den „Krieg der Technik“ und das Elend heraufbeschwor. Solche Behauptungen können nur im Lande der „Dichter und Denker“ aufgestellt werden, indem es allerdings nur noch wenige Dichter und Denker gibt. Die letzteren gehören aber größtenteils den Technikern an, die ja an allem schuld sein sollen, weil man sie einmal nicht verstand, oder aber sie fürchtete!

Wir sehen heute klarer. Alle Beschuldigten haben ihre „Entschuldigungen“ in Buchform herausgegeben, nur der Techniker nicht. Jetzt, wo unsere Technik durch die Entente so genechtet ist, sehen die biederen Deutschen erst, was sie uns war! Da trat die Philosophie für uns in die Schranken, zuerst in Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und dann in einem prachtvollen, tiefdurchdachten und mit ebensoviel Geist wie vorzüglichem Deutsch geschriebenen Buch: „Weltanschauung und Technik“ von Dr. B. Engelhardt (Verlag F. Meiner, Leipzig). Er untersucht die Einflüsse der Philosophie der letzten 100 Jahre auf die contemporäre Technik und stellt in überaus interessanten Gedankengängen den Umschwung fest, in dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Technik die Führerin für unsere gesamte Kultur wird, und daher diese und mit ihr auch die Philosophie aufs stärkste beeinflusst. Schon mit dem Darwinismus laufen die Ideengänge von Philosophie und Technik parallel. Hier Marx, dort Hegel und Darwin begründen alles mit dem entwicklungs-geschichtlichen Konkurrenzkampf, den wir in der Praxis den Existenzkampf nennen. In England entwickeln sich unter dem Einfluß der schnell sich ausdehnenden Industrialisierung die marxistischen Anschauungen, die die Geschichte der Gesellschaft mit der Geschichte der Klassenkämpfe identifizieren. Daß dieser Grundgedanke nicht in größere Kreise einbrang, sondern von den höheren Ständen als unangenehm abgelehnt und bekämpft wurde, war der Anfang von allem Uebel. Denn die Technik schichtete das ganze Volk um, und statt die Umschaltung zu verstehen, bekämpfte man das aufstrebende Proletariat, das durch die Technik etwas anderes

wurde, als es vorher war, teils ein besseres, teils ein schlechteres (— letzteres, da es von den anderen Klassen bekämpft wurde und daher wieder Kampf predigte).

Die Erziehung unserer Jugend lag in jenen kritischen Jahrzehnten allzu häufig in den Händen von Bedanten und Bücherwürmern, Idealisten oder Autoritätsfanatikern, die alle verständnislos an den Erscheinungen der Zeit vorbeiging. Selbst unter den Technikern verstanden nicht alle — und darin liegt eine Mitschuld der Technik — den Lauf der Zeit. Und es waren eigentlich Künstler, die zuerst die neue Zeit fühlten: Menzel mit seinem „Eisenwalzwerk“, die Franzosen Courbet, Meunier u. a. mit ihren Arbeiterbildern und Plastiken, und die Techniker-Literatur M. v. Weber und Max Eyth. Die Energetiker des Geistes und der Praxis nähern sich, verschmelzen sich. So konnte Brinkmann in seinem Buche: „Der Ingenieur“ sagen: „Das Charakteristische des Ingenieurs ist die energetische Weltanschauung und die höhere Philosophie von der alleinigen Realität der Kräfte war die Lehrmeisterin des neuen Geschlechtes.“ Allerdings hat schon Goethe in den diesem Abschnitt vorgelesenen Worten von Faust die Kraft als den Anfang und den Urquell allen Seins erkannt und damit der ideologisch-religiös-schulmeisterhaften Ueberfetzung: Im Anfang war das Wort, den Garauß gemacht. (Vergl. Schlussbemerkung der Schriftleitung).

Seit etwa Mitte des XIX. Jahrhunderts beginnt man den Geist der Technik allenthalben zu fühlen; aber meist sind es noch Techniker, und auch diese fühlen ihn nicht ganz heraus, da ja die Technik selbst noch zu wenig entwickelt war. Die ersten erhoffen von der Technik eine Befreiung der Menschheit von niedriger Arbeit (M. v. Weber, Hargreaves u. a.) Aber bald wird auch die Rehrseite erkannt, die Marx aus eigenem Erlebnis schon lange zuvor erfüllt hatte: Der Mensch wird durch die Maschine entgeistigt, wird Material, wird selbst Stück einer Maschine. Und mit den Großbetrieben entwickelt sich die Masse des Proletariats, der Mensch wird — auch wenn er nicht zum Arbeiterstand gehört — „ein armer Ritter von der Gesamtheit Gnaden.“ Aber indem einmal die Technik die breite Masse schuf, schafft sie auch den Einzelnen, der diese zu beherrschen imstande ist, da er sie durch und durch kennt: der Ingenieur, der Techniker, dessen Leben durch den energetischen Imperativ gestaltet wird: „Berge und keine Energie!“

Wir wollen nicht näher auf Engelhardts Buch (das in die Bücherei jedes Gebildeten, insbesondere aller Techniker gehört) eingehen, der gerade für diese Zeit Ostwalds und Taylors Ideen darlegt, die beide mit dem Inhalt des energetischen

Imperatius gipfeln; der echte Deutsche von philosophisch metaphysischen Gesichtspunkten aus, der echte Amerikaner von dem der Umkehrung in die Praxis aus: Wie erreiche ich möglichst viel unter geringstem Zeit- und Energieaufwand.

*

„... Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält.“

Wir wollen hier andre Folgerungen suchen, die unserer Kultur not tun. Ich kann mir nicht versagen, hier einige Sätze von Spengler über die Technik zu zitieren: (Ohne damit seine Untergangstheorie zu befürworten!) „Aber gerade damit ist der fanatische Mensch zum Sklaven seiner Schöpfung geworden. Seine Zahl und die Anlage seiner Lebenshaltung werden durch die Maschine auf eine Bahn gedrängt, auf der es keinen Stillstand und keinen Schritt rückwärts gibt. Aus einem ganz kleinen Zweige des Handwerks, der verarbeitenden Wirtschaft, ist der mächtige Baum aufgewachsen, welcher über alle sonstigen Berufe seine Schatten wirft: Die Wirtschaftswelt der Maschinentechnik — (gemeint ist die Technik überhaupt!) — Sie zwingt den Unternehmer wie den Fabrikarbeiter zum Gehorsam. — Der Gedanke hält alles zusammen, nicht die Hand. Aber gerade deshalb ist eine Gestalt noch wichtiger, als die ganze Energie unternehmender Herrenmenschen, die Städte aus dem Boden wachsen lassen (— und den Arbeitern, von denen Spengler vorher sprach —) — eine Gestalt, die man im politischen Streit zu vergessen pflegt: der Ingenieur. — Der Ingenieur ist es, der dem römischen Rechtsdenken am fernsten steht, und er wird es durchsetzen, daß seine Wirtschaft ihr eigenes Recht erhält, in dem Kräfte und Leistungen die Stelle von Person und Sache einnehmen.“

Die Verkennung dieser Tatsachen war das Grundübel der letzten Generation. Deutschland war der erste Industriestaat der alten Welt — und wurde ausschließlich von Juristen

geleitet, die den Forderungen der Zeit längst nicht mehr gewachsen waren. Den liberalen Geist, das Demokratische der Zeit, wollte man nicht erkennen, sondern lebte ruhig und selbstzufrieden in romantischen Ideen fort, träumte vom goldenen Zeitalter in einer eisernen Zeit! Vom Zeitgeist verirrte man kaum einen Hauch. Engelhardt schreibt gegen Schluß seiner Untersuchung als Ergebnis: „Die Techniker strebten nach Aemtern in öffentlicher Verwaltung, Regierung und Volksvertretung, welche bisher meist von traditionell stark gebundenen Juristen besetzt waren —, und machten damit ein Recht geltend, das ihnen durch die Besonderheit ihres Berufs in weitestem Maße zukam. Der Techniker ist der Mensch der Zukunft. — Haben wir uns im Gefühl, welches die Technik in Kulturgeschichte der Gegenwart an die erste Stelle setzt, nicht getäuscht, so muß, wenn es überhaupt einen Ausweg aus der geistigen Zerplitterung der Tage gibt, der Technik eine richtige Rolle im Heilungsprozeß zugewiesen sein. Die Technik gibt kraftvolle, lebendige und allen zugängliche Kulturinhalte; sie ist mehr als Wort und mehr als Literatur: sie ist Tat. — Nicht im Gefühl liegt die Zukunft — sondern im Tun!“ Hierin muß unsere heutige Weltanschauung gipfeln.

(Anmerkung der Schriftleitung: Obwohl wir nicht allen hier vorgetragenen Ausführungen zustimmen können und insbesondere die Schlußfolgerung (nicht im Gefühl liegt die Zukunft, sondern im Tun) entschieden ablehnen — die Frage ist nicht so formelhaft leicht aufzulösen, wie der Techniker meint, denn sie enthält die allerhöchsten Lebensrätselfragen, denen man nicht mit Hebeln und nicht mit Schrauben beikommen kann — haben wir dem Mitarbeiter als Sprecher weiter Kreise Raum gegeben. Einzelne Mißverständnisse, wie z. B. die ad hoc angezogene Goethe-Üebersetzung des Johannischen „Logos“ fordern in diesem Zusammenhang zum Widerspruch heraus. Aber hierzu wäre ein Mann wie der jüngst verstorbene Tröltzsch der richtige Kämpfer gewesen.)

Paul Körber / Zwei Gedichte.

Totentanz.

Regen, Regen rinne!
Selig meine Sinne,
die aus solchem Regenrinnen
sich ermannen, noch zu minnen.
Denen unterm wirren Wust
düst'rer Schleier lacht der Blust
blonder, blauer Lichterfunken.
Die am Abend morgentrunken.
Die an Leonidenschwärmen
ihrer Nächte sich erwärmen,
also legend eignen Glanz
um der Dinge Totentanz.

Wille zum Leben.

In meiner Heimat Bergen
ich, Kämplein selbst bei Zwerger;
ich Stäublein, heute abgesetzt,
schon morgen durch die Welt gesetzt,
bleib schließlich wo in Dornen hangen —
in Saft und Blatt — in kahlem Strauch.
Vielleicht in einem Rosenprangen.

Gleich! wo ich atme, leb ich auch.

Magda Fuhrmann / Nur Zwei. Skizze.

In den Bergen, bei einem Glase blutig-dunkeln Landweins, während einige absolut schöne Alpenmenschen in der behaglichen Wirtschaft ihre steirischen Ländler sangen, war sein ganzes Leben mit einem Mal an ihm vorbeigezogen.

Lambertus Pantekoel stammte aus dem Norden Hollands und führte schon seit Jahren ein schlichtes Landpfarrerdasein. Die Reise in die Alpen hatte ihren Grund. Es sollte für die kleine Kornelia in Wien ein berühmter Professor befragt werden. Von der Hauptstadt war man dann mit dem Kinde ins Gebirge gezogen.

Die schmerzbedeckte Stunde beim großen Arzt blieb unvergessen. Lambertus hatte ein ganzes Himmelreich von Hoffnungen auf diese Untersuchung gesetzt und mußte schwer geschlagen von dannen ziehen. Immer dieselben Phrasen von erblicher Belastung und Ausharren in geduldiger Liebe. Der Rest schien auch hier Schweigen.

Die bleiche Corry saß damals wieder so stumm und teilnahmslos vor der Doktormajestät. Ihre scheinbar unsehenden Wände glitten über

sein tafelfrohes Gesicht und seinen tollschiden Anzug, der sogar einem Filmschauspieler zur Ehre gereicht hätte. Die harte Heiterkeit seiner mager-komischen Wize, mit denen er die kleine Patientin ermuntern wollte, löste in ihr nur matte Gleichgültigkeit aus. Im Grunde konnte man sich nichts Traurigeres denken, als diese leblose Kindermüdigkeit.

Von Geburt an war es mit Corry nicht richtig, das fühlte der Vater gleich heraus. Nun drohten die krampfartigen Anfälle in Epilepsie überzugehen. Für das Kind mochte das ganze Dasein bloß eine einzige Wirrnis bedeuten, ein Netz krummer Gedankenlinien. Es hatte wohl mehr Instinkt als Bewußtsein. „Mir ist immer, wie wenn ich auf der Eisenbahn rückwärts fahre“, äußerte es einmal. Im ganzen sprach es nur selten.

Erregt rüdte Lambertus an seiner Wille. Warum hatte das Schicksal ihn durch das Kind, sein einziges, aus Kreuz geschlagen? Mußte er auch, ausgerechnet, dieses Weib wählen! Denn in Fatoba ruhten zweifellos alle Keime zu Corrys Krankheit. Sie war von unglücklicher Blutabstammung.

Er liebte seine Frau; schon allein, weil sie ihm unbedingt vertraute. So bemühte er sich stets über ihr scheues, rätselhaftes Wesen hinwegzusehen. Anfangs hielt er ihr Herz für eine Wunde, die er küssen wollte. Aber dann bemerkte er, daß sie nur stumpf war, seelisch irgendwie hingerichtet. Stets floh sie vor allen Leuten, die ins Pfarrhaus kamen. Ihr steifes Gesicht schien wie auf grobem, gelben Papier gezeichnet und zeigte ständig den Ausdruck grenzenloser Verstimmtheit. Dem Gatten hatte sie jahrelang nicht mehr zugelächelt. Und er war doch noch zu jung, um sich mit dieser zähen Grämlichkeit abzufinden.

Weib und Kind, diese zwei, hatten sich nun sein ganzes Leben zu eigen gemacht, ohne ihm irgend etwas als Gegengabe zu bieten. Mit Gott darüber hadern wollte er nicht, denn wer durfte mit dem eigenen Vater streiten? Wenn er aber an seine ersten Jugendjahre zurückdachte, dann schüttelte es ihn seltsam. Ein Mensch von strahlenden Gedanken war er gewesen, von zweifelloser Einmaligkeit. In schwellender Liebeselbstverständlichkeit wollte er die Völker auf Erden erkennen und durchseelen. Sämann des Glücks wollte er sein, mit ergreifend gütigen Händen Fülle und Überfülle geben, menschen-erarbeitet, engelbewacht. Keiner vermochte sich seiner suggestiven Macht zu entziehen. So strömten ihm alle zu: Herrenmenschen und Geniedrigte, Millionäre, Verjunktene, Mörder, Schlaflose. Sein Name erhielt einen Klang von tausendfältigem Wiederhall.

Da plötzlich verließ er ganz unvermutet Europa und ging, einem starken, inneren Zwang folgend, zu den finsternen Stämmen in die Kolonien. Er fand Jakoba in einer idiotisch gackernden Regerschule. Fröhlich schon war sie aus Holland ausgewandert, um besser zu verdienen.

Lambertus meinte stets, daß diese Regerkinder nachteilig auf ihren Kopf wirken mußten. Mit fleischendem Lachen, das hauptsächlich in den Zähnen lag, räkelteten sie sich vor ihr herum. Keine Ahnung von Dankbarkeit, nie der geringste Fortschritt. Sie verfolgten ihre Lehrerin mit dem Haß der Dunklen gegen den Lichtbringer. In Leid und Mitleid sah Lambertus täglich diesen Stunden zu, die ihm wie ein gespenstischer Witz erschienen. Niemand konnte wohl diese brutale Monotonie und Sinnlosigkeit überdauern. Und dafür mußte jetzt noch die kleine Corry büßen.

Gleich nach der Geburt des Kindes gelang es ihm, eine Landpfarre in der Heimat zu erhalten. Jakoba sollte in ein besseres Klima und eine geregelte Häuslichkeit.

Und nun kämpfte er um die gelbe Jakoba, die es ihm nicht leicht machte. Die Forderung seines Tages hieß völliges Verzicht auf alles Persönliche. Die Volksbeglückungsgedanken mußten eingeschlafert werden und all die großen Feiner. Er presste Dornen an seine Brust. Ohne Liebe sollte er ein liebender Gatte sein, ohne Glück ein glücklicher Mensch.

Er hatte doch die ganze Welt fördern wollen und gab nun das Wohl der gesamten Erde her, um das Wohl zweier Menschen, um nur zwei, die beide besser nie geboren wären.

Schien er anfangs nicht ein Erwählter, ein Ausgezeichneter, aus dem jetzt bloß ein Gezeichneter geworden? Er konnte nicht mehr heraus aus diesem Walde von Fragezeichen. Nur zwei

In die enge Gasthofstube traten ein paar Touristen mit groben Stiefeln und zerdrückten Filzhüten. Abtlich warm brannte eine altmodische Hängelampe auf das tiefe Braun der Bauernstühle herab. Vor den geöffneten Fenstern blühten Blumen in derben und schlichten Farben. Ein Apfelbaum beugte sich unter seinen beladenen Zweigen wie eine etwas müde, aber reich gesegnete Mutter. Die Fruchtbarkeit atmete schwer. Der Mond lag auf den stark duftenden Beeten.

Lambertus tat einen hastigen Zug aus dem Glase. Dieses Weh-vernügte in der weichen Rührstimme machte Sehnsucht, weiß Gott. Man mußte an irgend etwas denken, an eine Stunde so voll Glück, daß nichts anderes daneben bestehen konnte, an etwas, das einst gewesen. Oder vielleicht auch noch nie gewesen.

Wieder nahm er einen Schluck und schien Feuer zu trinken. Gedankentollkraut wucherte plötzlich hinter seiner Stirn, Erinnerungen kamen ihm, Bilder.

Hatte er die Liebe vergessen oder war er von ihr vergessen worden?

Ein Erlebnis schimmerte auf — halb wirklich, halb geträumt — sein Blut dachte noch immer daran.

Er sah einen Himmel, blau, offen, lügenlos — Wiesen mit tiefen, grünen Sommerangen — eine Frau von zerbrechlicher, geistreicher Anmut, eine Frau, die ihm so legendenhaft schön erschien, daß er am liebsten nur in Liedern und Rhythmen von ihr gesprochen hätte. Sie besaß Reize, wie er sie früher nie für möglich gehalten, und sie wußte auch Gebrauch von ihnen zu machen. Der Atem stockte ihm in tölpelhafter Bewunderung; geblendet lauschte er ihrem nervösen, eleganten Geplauder und begriff zum erstenmal in seinem reinen, gotteskindlichen Leben, daß es eine Macht gab, die jenseits stand von Pflicht und Selbstentäußerung. Gerade an dem Sommertage, der ihm in Erinnerung kam, brach die Leidenschaft wie ein Raubtier mit lästernen Krallen in ihn ein. Um jeden Preis mußte er diese Frau besitzen, für sich stehen. Beurteilte man Diebstähle aus Hunger nicht stets milder? Er höhnte seiner Asteje. Was sollte ihm diese steife Stelzgeburt? Schon allein die erschreckende Kürze des Lebens sprach dagegen. Tödtlich schmerzhaft Schreie rangen in ihm. Lieben, lieben, glücklich sein! O nur nicht lieben, nur nicht so sehr, so sehr lieben!

Am Wiesenrain blühte eine seltsame Blume. Unter all den anderen Blumen mochte sie ein gewisses Fremdlingsgesühl nicht los werden. Ehe man sie noch sah, verriet sie sich aber schon durch ihren wilden Duft. Im Vorüberstreiten bückte die schlanke Frau sich nach ihr. „Sieht sie nicht ganz wie ein Kuß aus“, fragte sie leise.

Es kam für Lambertus nun eine Zeit, wo alles Denken aufhörte. Seine Ideale, seine heilige Berufung, alles schien ihm unwesentlich. Sommernächte träumten, sangen, starben dahin. Er wurde es nicht gewahr. Worte, die nie zu Ende gesprochen, Lippen, die sich stets aufs neue suchten. Und immer noch konnte er diese Frau nicht ergründen. Denn sie liebte das Verkleidete und hatte nur Freude an Umwegen und Zufällen, an allem nicht Festgelegten, nicht Abgeschlossenen. Durstend sehte er den Kelch dieser schillernden Frauenblüte an seine trinkenden Lippen, ohne zu ahnen, daß er aus ihm bloß Tränen geschlürft.

Lange noch behielt sie für ihn den Reiz des Unbekannten. Aber endlich kam doch der Tag, an dem sie sich restlos abschminkte. Statt grausam erklärte sie ihm, daß seine unverbrauchte Hingabe ihr anfangs Spaß gemacht, ja daß es ihr sogar geschmeichelt habe, den berühmten Volksredner Lambertus Pantekoe zu ihren Füßen zu sehen. Doch nun ermüdete er sie wie ein rundes Nichts, denn eigentlich imponierten die Männer ihr nur wegen der vielen Sünden.

Und diese Frau, keines einzigen Herzschlags wert, diese Frau hatte er — geliebt! Sie war nicht einmal eine Episode, eine Stimmung, für ihn gewesen. Er hatte sie tatsächlich geliebt!

Wochenlang betete er um seine verlorene Reinheit. Aus lastender Bitterqual heraus verlobte er sich dann später mit der gelben Jakoba.

In der engen Wirtsstube wurde es dumpf und die steirischen Ländler taten so weh. Lambertus zahlte und verließ das Gasthaus.

Draußen stand die Gebirgsnacht, leusch in kühler Nachtzeit. Lambertus schritt langsam aus. Tausend, tausend Sterne grüßten ihn von weiten, goldenen Bahnen. In den dunkeln Hallen der Tannenwälder rauschte es schwer und voll. Hier hatte das Alpenland klare, feste Umrisse, gleich dem Empfinden eines vollkommen reinen Menschen.

Und plötzlich begriff Lambertus, was sein Schicksal von ihm gewollt. Unverhüllt stand der Lebensweg vor ihm, stark und hell wie helles Nordlicht. Weib und Kind — bis ans Ende. Beglücke nur zwei. Diese zwei Gerungen, und du dienst dadurch dem ganzen Menschentum.

Sein Herz wurde weit in großmütiger Freude. Von den Bergen wehte es wie heiliger Atem. Und alles ringsum war ein einziges Anbeten. Anbeten eines königlichen Gedankens.

Hieß er nun Erbarmen? Menschentum?

Lambertus wußte es nicht. Aber auch er senkte in stiller Weihe sein Haupt, das er jetzt hoch tragen durfte.